



Hans Bertram
Nancy Ehlert (Hrsg.)

Familie, Bindungen und Fürsorge

Familiärer Wandel in einer vielfältigen Moderne

Familie, Bindungen und Fürsorge

Hans Bertram
Nancy Ehlert (Hrsg.)

Familie, Bindungen und Fürsorge

Familiärer Wandel in einer
vielfältigen Moderne

Freiberger Studie zum
familiären Wandel im Weltvergleich

Verlag Barbara Budrich
Opladen & Farmington Hills, MI 2011

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten.

© 2011 Verlag Barbara Budrich, Opladen & Farmington Hills, MI
www.budrich-verlag.de

ISBN 978-3-86649-391-9 / eISBN 978-3-86649-652-1

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: disegno visuelle kommunikation, Wuppertal – www.disenjo.de
Satz: R + S, Redaktion + Satz Beate Glaubitz, Leverkusen
Druck: Friedrich Pustet KG, Regensburg
Printed in Europe

Inhalt

Vorwort der Herausgeber	9
1. Einleitung: Die plurale Moderne <i>Hans Bertram</i>	11
I. Der Abschied vom männlichen Ernährer in den Industriegesellschaften	
2. Das späte Auftreten und der frühe Niedergang des männlichen Ernährers <i>Stephanie Coontz</i>	33
3. Perspektiven über das Earner-Caregiver-Modell <i>Janet C. Gornick und Marcia K. Meyers</i>	51
4. Historische Perspektiven zur Ehe <i>Arland Thornton, William G. Axinn und Yu Xie</i>	67
5. Die Marginalisierung des Vaters: Eine europäische Perspektive <i>John R. Gillis</i>	93
6. Zur Zukunft des Vaters: Eine europäische Perspektive <i>Barbara Hobson und Susanne Fahlén</i>	109
II. Herausforderungen zur Entwicklung von Bindungen und Fürsorge	
7. Anerkannte Fürsorge und aufrechterhaltende Fürsorgende: Sozialpolitik im 21. Jahrhundert <i>Hilary Land</i>	133

8.	Geschlechterstrategien Sozialisation, Allokation und strategische Selektion <i>Phyllis Moen, Erin Kelly und Rachel Magennis</i>	151
9.	Internationale Teilung reproduktiver Arbeit: Philippinische Haushälterinnen <i>Rhacel S. Parreñas</i>	173
10.	Liebe und Gold <i>Arlie Russell Hochschild</i>	197
11.	Das unsichtbare Herz <i>Nancy Folbre</i>	211
12.	Die Entwicklung von Sozialpolitik <i>Nel Noddings</i>	217
13.	Die kooperative Erziehung und das Paradox der fakultativen Vaterschaft <i>Sarah Blaffer Hrdy</i>	231

III. Der europäische Kontext

14.	Zur Zukunft der Familie in Europa: Vielfalt und Konvergenz <i>Norbert F. Schneider</i>	251
15.	Die ökonomischen Perspektiven der demographischen Situation in Europa <i>Alexia Fürnkranz-Prskawetz und Thomas Fent</i>	267
16.	Die Familie in Europa als „Fürsorgeinstitution“ für ihre älteren Mitglieder – Historischer Rückblick und zukünftige Perspektiven <i>Rosemarie Nave-Herz</i>	281
17.	Familie und Pflege im höheren Erwachsenenalter: Motivationale Prozesse der Gestaltung von Pflegebeziehungen <i>Margund K. Rohr und Frieder R. Lang</i>	299
18.	Migrantenmütter transformieren ethnische Identitäten <i>Umut Erel</i>	321
19.	Wert der Kinder und Generationensolidarität <i>Bernhard Nauck</i>	329
20.	Intergenerationale Beziehungen im Kulturvergleich <i>Gisela Trommsdorff und Boris Mayer</i>	349

IV. Der Blick nach Japan

21. Bewusstseinswandel und die Transformation der Familie im Nachkriegs-Japan
Makoto Atoh 383
22. Eine vergleichende Perspektive des Sozialrechts in Bezug auf die Generationenbeziehungen in Deutschland und Japan
Bernd von Maydell 409
23. Der Einfluss der Alterung der Bevölkerung in der japanischen Gesellschaft im Zusammenhang mit den Generationenbeziehungen
Sepp Linhart 421
24. Zeit, Wandel und Agency in der japanischen Altenbetreuung
Susan Orpett Long 437

V. Der Blick nach China

25. Chinas demographischer Übergang: Sicherheiten und Unsicherheiten der gegenwärtigen Bevölkerungsentwicklung
Thomas Scharping 457
26. Das Auftreten der niedrigen Fertilität in China
Baochang Gu 475
27. Altersarmut in der Ära des demographischen Übergangs und der sozio-ökonomischen Transformation
Juhua Yang 493

VI. Der Blick nach Afrika

28. Die demographische Lage in den sub-saharischen Ländern Afrikas
James P. M. Ntozi 515
29. Bindung und Fürsorge als Leit motive im westafrikanischen Beziehungsgeflecht
Erdmute Alber und Tabea Häberlein 533

30. Zusammenhalten und Auseinanderfallen. Familie und Abstimmungskohärenz während der HIV/AIDS-Krise im ländlichen Malawi <i>Deborah Fahy Bryceson</i>	557
31. Der Wandel der Familienwirtschaft in Afrika: von Pionieren zu Überlebenskünstlern <i>Gerd Spittler</i>	579
32. Soziale Krise und soziale Kräfte in Afrika: Familie unter dem Druck von HIV/AIDS <i>Reimer Gronemeyer und Michaela Fink</i>	597
33. Geschlechterbeziehungen im Kontext von Krieg, Frieden und Nachkriegszeit <i>Ute Luig</i>	609

VII. Der Blick auf Vorderasien

34. Moralwandel der Sexualität innerhalb der sunnitischen Welt und ihre Wirkung auf Familie, Bindung und Fürsorge <i>Hoda Salah</i>	633
35. Die Herausforderung des Patriarchats: Frauen und der Wandel der Familie im Mittleren Osten <i>Valentine M. Moghadam</i>	653

Schlussfolgerungen

36. Fürsorge, Bindungen und vielfältige Moderne: Perspektiven für eine zukunftsorientierte Familienpolitik <i>Hans Bertram</i>	679
Glossar	721
Index	733
Autorenangaben	739

Vorwort der Herausgeber

In der Familie werden nicht nur die Grundlagen des Humanvermögens einer Gesellschaft geschaffen, sondern auch die Basis lebenslanger Generationensolidarität und der Bereitschaft, Fürsorge für andere zu übernehmen. Der vorliegende Band präsentiert 35 Beiträge von namhaften Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus der Soziologie, Politologie, Ethnologie, Ökonomie, Psychologie und Anthropologie aus vielfältigen Regionen der Welt, zum Thema der Sicherung familialer Fürsorgeleistungen, der Gewährleistung von Fürsorglichkeit und der Unterstützung der älteren Generation.

Im Rahmen dieses Sammelbandes soll die Perspektive des Buches "World Revolution and Family Patterns" von William J. Goode (1963) aufgegriffen werden und Regionen wie Europa, Vereinigte Staaten von Amerika, Japan, China, Afrika und Vorderasien auf die dort erkennbaren Entwicklungen von Familie, familiären Lebensformen und den Lebensbedingungen von Kindern untersucht werden. Anders als in dem Ansatz von William J. Goode soll aber die zukünftige Entwicklung in diesen Ländern auf der Basis von Arbeiten von Autoren herausgearbeitet werden, die in diesen Ländern arbeiten und forschen. Dabei eröffnet die Anlage des Buches zwei Perspektiven. Zum einen werden auf der Basis dieser Zusammenarbeit und Analysen unterschiedliche und übereinstimmende Entwicklungsphasen familiärer Lebensformen herausgearbeitet und gleichzeitig Zukunftsvorstellungen in Bezug auf den jeweiligen kulturellen Kontext präzisiert. Auf diese Weise entsteht die Möglichkeit, neben Gemeinsamkeiten auch die kulturellen Differenzierungen der jeweiligen Entwicklung herauszuarbeiten und eine Pluralität von Moderne abzubilden.

Der Band richtet seinen Blick zu Beginn auf die Beiträge zum Abschied vom männlichen Ernährer in der Industriegesellschaft, um darin die Rolle von Vater-schaft, Ehe und Modelle von Fürsorge zu diskutieren. In dem übergeordneten Teil zu den Herausforderungen der Entwicklung von Bindungen und Fürsorge werden die Strategien über die Verknüpfung von Fürsorge und Arbeit und Geschlechterrollen hinaus zur Konzeption von Sozialpolitik für das 21. Jahrhundert zum Thema.

Daraufhin wendet sich die Betrachtung den einzelnen Regionen zu: dem Blick nach Europa, nach Japan, nach China, nach Afrika und nach Vorderasien, um darin demographische, ökonomische, familien- und geschlechterspezifische Einschätzungen abzugeben und Probleme der Generationenbeziehungen und Altenbetreuung und deren Lösungen zu erörtern.

Unser Dank gilt insbesondere der Ernst Freiberger-Stiftung, die durch die finanzielle Unterstützung dieses Buch überhaupt erst ermöglicht hat. Besonderer Dank gebührt dabei Ernst Freiberger, dem Stiftungsvorstand, der die Mittel für eine solch umfängliche Arbeit bereitstellte. Dieses Buch beruht auf seiner Idee von Weltvisionen, die sich auch schon in dem von der Ernst Freiberger-Stiftung zuvor initiierten Band „Religion – Segen oder Fluch der Menschheit?“¹ widerspiegeln. Ohne seine Grundperspektive, dass die Zukunft der Familie über die Zukunft der Menschheit entscheidet und das Verständnis der Stiftung als Brücke zwischen Wissenschaft und Gesellschaft, wäre dieses Buch nicht entstanden. Dank gebührt den Autorinnen und Autoren, die mit ihren Beiträgen zu einem reichhaltigen Spektrum an Analysen und Länderberichten beigetragen haben. Wir danken für diese Mitarbeit, die dem Leser einen aktuellen, umfassenden Blick auf Regionen weltweit ermöglicht, der die langjährige Forschungsarbeit der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler reflektiert und einen vielfältigen Erkenntnisgewinn gewährleisten kann. Fachkundige und kompetente Unterstützung erhielten wir durch Frau Budrich, der Verlegerin, bei der wir uns für die Geduld bis zur Fertigstellung des Sammelbandes bedanken möchten. Mit ihrer präzisen und persönlichen Beratung und Aufmunterung hat sie entscheidend zum Gelingen des Werkes beigetragen. Danken möchten wir auch Casey Butterfield, die mit sehr viel Gewissenhaftigkeit die Beiträge vom Deutschen ins Englische übersetzt hat sowie Antje Korsmeier und Marie Naumann, die die Übersetzungen vom Englischen ins Deutsche mit Genauigkeit vorgenommen haben. Máiréad Collins danken wir für das professionelle muttersprachliche Lektorat der englischen Übersetzungen. An dieser Stelle danken wir auch Katrin Konrath und Mira Pielen für die hilfreiche Unterstützung bei redaktionellen Arbeiten. Abschließend gilt gegenseitiger Dank der Herausgeber, deren Arbeit getragen war von Kooperation und gegenseitigem Vertrauen, an Hans Bertram, der mit viel Inspiration und einer Fülle an Ideen das Projekt geleitet hat, an Nancy Ehlert, die die Autoren betreut und die redaktionelle Erstellung des gesamten Manuskriptes vorgenommen hat.

1 von Brück, Michael (Hrsg.) (2008): Religion – Segen oder Fluch der Menschheit? Frankfurt: Verlag der Weltreligionen.

Einleitung: Die plurale Moderne

Hans Bertram

Eine Familie, in der die Kinder gemeinsam mit ihren beiden Eltern in einem Haushalt leben, in der sich die Mutter liebevoll und fürsorglich um die Kinder kümmert, den Haushalt führt und gemeinsam mit dem Vater und den Kindern die Freizeit gestaltet und der Vater die ökonomische Basis der Familie sichert und gleichzeitig den Kindern gegenüber die Werte von Beruf und Gesellschaft vertritt, wird oft als „traditionelle“ Familie bezeichnet. Diese Lebensform haben viele der heutigen 40- bis 70-jährigen Wissenschaftler und Journalisten als Kinder erfahren. Das Bild von der Fürsorglichkeit der „guten“ Mutter, die für die Sorgen und Nöte ihrer Kinder ein Ohr hatte und immer zur Verfügung stand, und vom Vater, der überwiegend beruflich engagiert und tagsüber fast nie anwesend war und sich nur abends und am Wochenende um die Kinder kümmern konnte, hat die Wahrnehmung von Familie und von den Aufgaben der Familie in unserer Gesellschaft in dieser Kindergeneration, die nach dem Zweiten Weltkrieg aufgewachsen ist, tief geprägt.

Demgegenüber hat die historische Demographie mit Peter Laslett, Jean Louis Flandrin, Richard Wall und Tamara Hareven aber gezeigt, dass diese Vorstellung von Familie und diesem Familienleben eine Errungenschaft der sich entwickelnden Industriegesellschaft mit ihrer zunehmenden Trennung von ökonomischer Erwerbsarbeit und den Tätigkeiten im Haushalt war. Mit den Daten des amerikanischen Zensus zeigt Donald Hernandez (1993, 2005), dass in den USA die meisten Kinder bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts in bäuerlichen Familien aufwuchsen, wo sie eine solche Form der Arbeitsteilung zwischen Vater und Mutter schon aufgrund der Produktionsbedingungen eines landwirtschaftlichen Betriebes gar nicht erleben konnten. Seinen Höhepunkt erlebte das Modell der „traditionellen Familie“ genau in jener Zeit, in der sich die Vorstellungen von „Familie“ bei denjenigen entwickelten, die heute darüber schreiben und diskutieren, nämlich nach dem Zweiten Weltkrieg. Denn eine solche Arbeitsteilung setzt nicht nur die Trennung der Tätigkeit im Haushalt von den beruflichen Tätigkeiten außerhalb des Haushalts voraus, sondern ebenso den entsprechenden Wohnraum für diese Lebensform. Dieser Wohnraum wurde erst durch den Ausbau von Vorstadtsiedlungen in den USA (Le-

vittown 1949) und auch in Europa, wie wir sie heute kennen, umgesetzt – eine Entwicklung, die nach dem Zweiten Weltkrieg einsetzte (Aries/Duby 1993).

Theoretisch wurde diese Form der Fürsorglichkeit und Liebe und Unterstützung für Kinder im privaten Kontext von Familie und Haushalt im Wesentlichen durch die Mutter in den fünfziger und sechziger Jahren sowohl in der Wissenschaft wie in der Politik als „quasi natürlich“ und „universell“ interpretiert. Wenn der amerikanische Soziologe Talcott Parsons in seinen Büchern (1955) die Familie die „Produktionsstätte der Persönlichkeiten moderner Gesellschaften“ nennt, so formuliert er damit gleichzeitig die Vorstellung, dass die Mütter ihre Expressivität und Emotionalität und Orientierung auf die Familie und den Haushalt durch Identifikationsprozesse an ihre Töchter und die Väter ihr eher rationales und an universalistischen Werten und Normen orientiertes Handeln an ihre Söhne vermitteln.

Diese Interpretation findet sich keinesfalls nur in der amerikanischen Soziologie; auch die Lehrbücher deutscher Soziologen bis hin zu Regierungsberichten (Zweiter Familienbericht 1975) waren an diesem normativen Bild orientiert, das Fürsorglichkeit und Liebe als familiäre Basis der kindlichen Persönlichkeitsentwicklung vor allem als Elemente der mütterlichen Persönlichkeit und Verhaltensweisen interpretierte. Natürlich sind in diesem Modell auch die ökonomischen Unterstützungsleistungen des Vaters für die Familie und die Erziehung der kindlichen Persönlichkeit auf der Basis universalistischer Werte und Normen von Fürsorglichkeit geprägt, diese beruht jedoch auf einem hohen Maß an Rationalität ohne jene Expressivität und Emotionalität, die der Mutterrolle zugeschrieben wurde und wird.

Bei einer aktuellen Erwerbsquote von Müttern mit Kindern in Krippe, Kindergarten oder Schule von, je nach familiärer Lebensform und Kinderzahl, zwischen 60 und 80 Prozent in den meisten Ländern Europas und den USA erscheint dieses Bild von Familie aus den fünfziger Jahren traditionell, weil es heute eher selten gelebt wird; traditionell heißt in diesem Falle aber nicht ein historisch sehr altes Modell. Die zunehmende Teilhabe von Müttern am Erwerbsleben ging auch mit einer Ausdifferenzierung der familiären Lebensformen einher, so dass Kinder heute häufiger als in den fünfziger und sechziger Jahren das Auseinandergehen ihrer Eltern wie auch das Zusammengehen von Eltern erleben; dabei können die sich neu bildenden Familienformen aus ganz unterschiedlichen familiären Kontexten zusammengesetzt sein. Auch wenn in den meisten hoch entwickelten Industrieländern die große Mehrzahl der Kinder im Kindergarten- und Schulalter bei ihren leiblichen Eltern lebt, hat sich eine Vielfalt von Lebensformen und unterschiedlichen Beziehungsmustern entwickelt.

Diese tief greifenden Veränderungen werden in diesem Buch in mehreren Texten im Einzelnen beschrieben. Doch scheint es auch heute noch so zu sein, dass trotz der zunehmenden außerhäuslichen Erwerbstätigkeit von Frauen die Erwartung besteht, die Fürsorge für Kinder und die Verantwortlichkeit für die Entwicklung der Kinder liege im Wesentlichen bei der Mutter. So ist eine „gute Mutter“ in gleicher Weise für die Fürsorge und Entwicklung der Kinder verantwortlich, unabhängig da-

von, ob sie selbst beruflich ebenso eingespannt ist wie der Vater oder aber das Modell der „traditionellen“, auf den Haushalt und die Familie orientierten Mutter lebt.

Ein wesentliches Motiv für dieses Buch war es, die hier aufscheinende „kulturelle Kontradiktion“ (Hays 1996) zwischen der Erwartung an eine gute Mutter, die voll und ganz für ihre Kinder da ist, und andererseits der Erwartung, in der Arbeitswelt „ihren Mann zu stehen“, zu analysieren und über Lösungen zu diskutieren. Diese Kontradiktion ist von vielen Autorinnen und Autoren (Pfeil 1966, Tilly/Scott 1987, Lewis 1991, Hayghe/Bianchi 1994) in ganz verschiedenen Ländern beschrieben und diskutiert worden und wird auch in diesem Buch in mehreren Aufsätzen thematisiert. Allerdings haben die meisten Autorinnen und Autoren versucht, diese Widersprüchlichkeit nicht einfach nur zu analysieren, sondern immer wieder Perspektiven zu entwickeln, wie mit diesen Widersprüchlichkeiten in einer Gesellschaft, die sich der gleichberechtigten Teilhabe aller Mitglieder an der gesellschaftlichen Entwicklung verpflichtet fühlt, wohl umgegangen werden könnte.

Stephanie Coontz beschreibt deswegen in ihrem Beitrag auch nicht nur die historische Entwicklung des „traditionellen“ Familienmodells und seine Überwindung, sondern zeigt, dass Betty Friedans Problemanalyse aus den sechziger Jahren „The Feminine Mystique“, die die Unzufriedenheit mit der eigenen Lebenssituation als Hausfrau und Mutter und die Ausgrenzung aus anderen gesellschaftlichen Lebensbereichen betonte, auf die heutigen jungen Frauen nicht mehr zutrifft. Aber heute existiert eben auch noch das „Career Mystique“ weiter oder die Erwartung, die subjektive Lebenszufriedenheit hänge vor allem von der vollständigen Integration des Einzelnen in den Arbeitsmarkt ab. Als Konsequenz daraus wird möglichst alle eigene Energie und Zeit in den Beruf investiert und zugleich akzeptiert, dass die Arbeitgeber dies auch als selbstverständlich voraussetzen können.

Während diese Berufserwartungen in den sechziger Jahren im Wesentlichen nur mit der Rolle des männlichen Ernährers verbunden waren, gelten sie heute gleichermaßen für alle Frauen und Mütter und selbstverständlich auch für die Väter, die die verschiedenen Lebensbereiche miteinander verbinden wollen. Wenn aber Politik, Wirtschaft, Medien und die Arbeitswelt gemeinsam an der Vorstellung und den Erwartungen festhalten, gesellschaftliche Teilhabe könne im Wesentlichen nur durch überdurchschnittliche Leistungen und Präsenz am Arbeitsplatz realisiert werden, dann ist die Wahrscheinlichkeit, dass Väter und Männer eine neue Form von Fürsorglichkeit entwickeln, relativ gering; und für die Mütter, die beide Bereiche vereinbaren wollen, entsteht genau jene kulturelle Kontradiktion.

Bei der Konzeption des Buches sind wir von der These ausgegangen, dass die fortwirkende und allgemein akzeptierte gesellschaftliche Vorstellung von der vollständigen (meist männlichen) Hingabe an den Beruf und die Unterordnung der anderen gesellschaftlichen Bedürfnisse und Optionen unter den Anspruch des Arbeitsmarkts und der Berufswelt auch damit zusammenhängt, dass in den hoch entwickelten Industriegesellschaften ohne kritische Prüfung davon ausgegangen wird, dass nur bei einer möglichst hohen Integration aller arbeitsfähigen Menschen in

den Arbeitsmarkt die Modernisierung der Gesellschaft gelingen kann. Für Europa lässt sich diese These am Beispiel der „Lissabon Strategie der Europäischen Union“ (Rat der Europäischen Union 2001) gut belegen: Alle europäischen Regierungen gehen in dieser gemeinsam verabschiedeten Strategie davon aus, dass die wirtschaftliche Entwicklung Europas nur dann gesichert werden kann, wenn in allen europäischen Ländern mindestens 70 Prozent der Frauen und Männer in den Arbeitsmarkt integriert sind. Daneben gibt es durchaus kritische Diskussionen, ob diese strikte Arbeitsmarktorientierung auf Dauer tatsächlich erfolgreich sein kann, weil diese auch voraussetzt, dass für alle arbeitsfähigen und -willigen Menschen auch entsprechende Arbeit vorhanden ist. Paul Krugmann (2008) fragt in Bezug auf einige Studien kritisch, ob möglicherweise gerade der Fortschritt der modernen Informationstechnologien gerade qualifizierte Arbeitsplätze infrage stellt.

Das berührt eine zweite Fragestellung, die die verschiedenen Beiträge in dem ganzen Buch immer wieder beschäftigt: Durchweg wird Fürsorge mit der Bereitschaft, für andere Verantwortung zu übernehmen, sich zu binden und andere zu unterstützen, als eine höchst private und persönliche Entscheidung interpretiert, die im Gegensatz zur Arbeit freiwillig und ohne gesellschaftliche Erwartungen und Normen zu leisten ist. Bedeutet eine solche Vorstellung von Fürsorge und Unterstützung von anderen aber nicht zugleich, dass sich der eigene Lebensverlauf und die eigene Lebensperspektive dann an jenen Bereichen ausrichten, die über Sanktionen sicherstellen können, dass die in diesen Bereichen erwarteten Leistungen auch erbracht werden?

Phyllis Moen, Erin Kelly und Rachel Magennis unternehmen den schwierigen Versuch, die Bedeutung von Fürsorge für andere, und zwar nicht nur für Kinder, sondern auch für ältere Menschen, in einer lebensverlaufstheoretischen Perspektive so zu integrieren, dass die Organisation des Alltags und der Lebenszeit sich nicht allein auf die Arbeit und den Arbeitsmarkt hin zentriert, sondern auch Chancen vorhanden sind, jenen Bereich von Fürsorge und Unterstützung von anderen so in das Leben zu integrieren, dass dieser Bereich nicht permanent dem Arbeitsmarkt untergeordnet ist.

Ein solches Modell setzt aber voraus, dass die traditionellen Geschlechterrollen aufgehoben werden. So entwerfen *Janet C. Gornick und Marcia K. Meyers* ein Modell einer Versorger-Fürsorge-Gesellschaft, in der Männer und Frauen unabhängig von ihrem Geschlecht das Recht haben, sowohl für die zu sorgen, die sie lieben, wie aber auch an allen anderen gesellschaftlichen Teilbereichen teilzuhaben. Durchaus selbstkritisch sehen die Autorinnen dabei, wie schwierig solche Utopien tatsächlich umgesetzt werden können.

Nach den Analysen von *Arland Thornton, William G. Axinn und Yu Xie* ist die Beziehung zwischen den Geschlechtern und zwischen Eltern und Kindern auch von der jeweiligen Gesellschaft abhängig. Dabei zeigen sie, dass viele Teile Europas und der USA mit ihrer Entwicklung der zunehmenden Liberalisierung und Akzeptanz unterschiedlicher Lebensformen und der damit verbundenen institutionellen Regelungen ein hohes Maß an Übereinstimmung aufweisen. Gleichzeitig wird aber auch deutlich, dass solche Liberalisierungsprozesse nicht notwendigerweise zu ei-

ner Veränderung der Geschlechterrollen führen. So wie *Stephanie Coontz* überzeugend nachweist, wie die ökonomische Struktur, kulturelle Entwicklungen und normative Erwartungen in bestimmten historischen Kontexten die Geschlechterrollen, die Partnerschaft und die Beziehungen zu Eltern und Kindern beeinflussen, so zeigen *Arland Thornton*, *William G. Axinn* und *Yu Xie* diese Zusammenhänge noch einmal in bestimmte institutionelle Kontexte eingebettet. Daher stellt sich die Frage, ob und wie moderne Gesellschaften überhaupt in der Lage sind, solche Versorger-Fürsorger-Gesellschaften zu entwickeln.

Die Antwort von *John R. Gillis* auf diese Frage fällt ziemlich ernüchternd aus. Solange die Rolle der Männer sich zentral von ihrer gesellschaftlichen Teilhabe an der Berufsrolle ableitet und die Rolle der Väter im Wesentlichen den Ernährer darstellt, sieht *John R. Gillis* die Rolle des Vaters in der modernen Gesellschaft zunehmend marginalisiert. Denn das traditionelle Ernährermodell kann von vielen Männern gar nicht mehr erfüllt werden, weil ihre Einkommensmöglichkeiten in der postindustriellen Gesellschaft nicht ausreichen, um ihre Familie überhaupt zu ernähren. Oder die Mittel- und Oberschichten verfallen dem „Career Mystique“ und haben keine Zeit mehr für Familie. Eine Chance sieht *John R. Gillis* in der Neukonstruktion der Vaterrolle, wenn sie nicht mehr allein über die männliche Geschlechterrolle definiert wird.

Diese Überlegung findet sich auch bei *Barbara Hobson* und *Susanne Fahlén*, die sich mit der Frage auseinandersetzen, ob und inwieweit es in den postindustriellen Gesellschaften gelingen kann, die Teilhabe der Väter an der gesellschaftlichen Entwicklung auch über ihre Fürsorglichkeit zu definieren. Beim Vergleich verschiedener europäischer Familienpolitiken sind sie verhalten optimistisch, zumindest hat man als Leser den Eindruck, sowohl den kulturellen Kontext der Geschlechterrollen beeinflussen zu können, wie auch durch eine väterzentrierte Familienpolitik mehr Väter zu motivieren, die Fürsorglichkeit als ein Thema zu entdecken, für das es sich einzusetzen lohnt. In ihrem Text zeigt sich auch deutlich, dass die Politiken in den einzelnen Ländern Europas, teilweise auch in den USA, auch durch einen Ländervergleich entwickelt werden, indem Maßnahmen und Perspektiven aus anderen Ländern übernommen und in den eigenen kulturellen Kontext implementiert werden. Michael Mitterauer (2003) hält diese Strategie für typisch für die historische Entwicklung von Familie, Familienhaushalt und der ökonomischen Basis von Familie in Europa.

Vor diesem Hintergrund ist es daher nicht verwunderlich, dass *Hilary Land* versucht, nicht allein die Verknüpfung von Fürsorge und Geschlechterrollen aufzubrechen und neu zu definieren, sondern eine Sozialpolitik zu formulieren, die Care und diejenigen, die diese Leistungen erbringen, ins Zentrum der wohlfahrtstaatlichen Politik rückt. Damit werden Arbeit und Familie nicht einfach nur als ein Thema der wechselseitigen Vereinbarkeit thematisiert, sondern auch als Integration von Fürsorge in die Infrastruktur und die Institutionen der Zivilgesellschaft. Unter dieser Perspektive betrifft Fürsorge nicht nur zentral den familiären Bereich, sondern muss in gleicher Weise auch in die anderen Bereiche des Wohlfahrtsstaats integriert sein.

Phyllis Moen, Erin Kelly und Rachel Magennis versuchen, eine solche Integration von Fürsorge im Leben von Frauen und Männern unter einer Lebensverlaufs Perspektive so zu verankern, dass der von *Hilary Land* theoretisch begründete Anspruch zumindest perspektivisch als eine Möglichkeit aufscheint. Denn Fürsorge als Teil des eigenen Lebensentwurfs für Frauen und für Männer hat natürlich einen anderen Stellenwert als die Fürsorge, die im Wesentlichen auf die Kinder in der eigenen Familie bezogen ist. Allerdings sehen sie nur dann eine Realisierungschance für eine solche Perspektive, wenn der monopolistische Verpflichtungscharakter, den die Arbeitswelt heute für sich beansprucht, zu Gunsten auch anderer gesellschaftlicher Verpflichtungen neu definiert wird.

Rhacel Salazar Parreñas weist auf eine ganz andere Lösung für die Neudefinition von Fürsorge in unseren Gesellschaften und die Herauslösung von Fürsorge für Kinder aus der alleinigen Verantwortung der Mütter hin. Denn eine Gesellschaft kann ihre hoch qualifizierten und karrierebewussten Frauen auch dadurch entlasten, dass sie im Rahmen einer internationalen Teilung von Arbeit für die Zeit, die sie für die berufliche Entwicklung und Verpflichtung brauchen, von Frauen aus einem Entwicklungs- oder Schwellenland unterstützt werden. Der internationale „Caretaking-Transfer“ entlastet auf der einen Seite die privilegierten und gut verdienenden Frauen in den hoch entwickelten Industrieländern und gibt auf der anderen Seite den Frauen, die diese Fürsorgetätigkeit übernehmen, die Möglichkeit, in ihrem Heimatland in ähnlicher Weise ihre produktive Tätigkeiten für die eigenen Kinder einzukaufen.

Arlie Russell Hochschild greift diesen Diskurs nicht nur auf, sondern kritisiert darüber hinaus, dass dieser „Care Drain“ gegen die Rechte der Kinder verstößt, die einen Anspruch auf einen ungehinderten Umgang mit den eigenen Eltern haben. Sie stimmt mit den vorangehenden Autorinnen darin überein, dass der Prozess, Care-Arbeit letztlich immer „nach unten“ durchzureichen, nur dann zu stoppen ist, wenn es in diesem Prozess gelingt, die Männer in den Kernbereich der Arbeit einzubeziehen.

Angesichts dieser Entwicklung konstatiert *Nancy Folbre*, dass zur Sicherung der Fürsorge für Kinder und Ältere entweder in die alten Strukturen der Über- und Unterordnungsverhältnisse von Mann und Frau zurückzukehren ist oder möglicherweise ein Niedriglohnsektor etabliert werden kann und so die Fürsorge für andere durch Immigranten, die für die aufnehmenden Gesellschaften besonders billig sind, abdecken. Ihr Lösungsvorschlag liegt vor allem darin, sicherzustellen, dass die Gesellschaften, aus denen die Migrantinnen kommen, Arbeitsverhältnisse herstellen und Löhne zahlen, die die Migration überflüssig machen.

Während *Hilary Land* sowie *Phyllis Moen, Erin Kelly und Rachel Magennis* dafür plädieren, die Frage von Fürsorge aus dem engen Bereich von Familie und Geschlechterbeziehungen herauszulösen und in den generellen Kontext einer Neudefinition wohlfahrtsstaatlicher Politik und Lebenslaufpolitik zu integrieren, resümieren *Rhacel Salazar Parreñas, Arlie Hochschild* und *Nancy Folbre* die gegenwärtigen Entwicklungen im Wesentlichen als ein „Outsourcen“ von Fürsorge bei den hoch qualifizierten Frauen. Dabei werden offenkundig Abhängigkeitsverhält-

nisse zwischen den unterschiedlich reichen Ländern zu Gunsten der wohlhabenden Länder ausgenutzt, was vermutlich zu Recht als Ausbeutung zu interpretieren ist. Diese drei Aufsätze sind als Warnung zu interpretieren, welche Entwicklungen die Fürsorge in modernen Gesellschaften nehmen kann, wenn nicht neue Überlegungen zum Wandel der Geschlechterrollen, der Neudefinition von Fürsorge und Arbeit und zur Neukonzeption von Sozialpolitik im Lebenslauf erfolgen.

Dafür entwirft *Nel Noddings* ein Modell von Sozialpolitik mit einer neuen Form der Fürsorgemoral. Diese Fürsorgemoral setzt dem Modell des „Career Mystique“ mit seinen Appellen „Ich gebe alles für den Beruf, ich bin der/die Beste, ich stehe an der Spitze über allen!“ eine kooperative Beziehung zwischen den Gesellschaftsmitgliedern gegenüber, die von dem Bewusstsein getragen ist, dass alle in gleicher Weise voneinander abhängig sind. Fürsorgebeziehungen sind „gute“ Beziehungen, die gegenseitiges Verständnis und die Einsicht in die wechselseitige Abhängigkeit als Basis des eigenen Handelns interpretieren.

Mit diesem Beitrag und auch den vorherigen Texten zur Fürsorge kommt man nicht an den Analysen von *Sarah Blaffer Hrdy* vorbei. Sie entwirft ein Bild von Familie, Elternschaft und Fürsorge, das sich vom Modell der „klassischen“ Familie Vater-Mutter-Kind nicht nur radikal unterscheidet, sondern möglicherweise eine Reihe von Anregungen liefert, wie sich die Fürsorge in Gesellschaften mit einem anderen Familienmodell organisieren ließe. Nach ihren Analysen hing das Überleben der Kinder in unserer Evolutionsgeschichte vermutlich davon ab, dass sich neben den leiblichen Eltern, die möglicherweise eine bestimmte Zeit lang zusammen waren, auch andere Eltern, meist andere Mütter in ähnlicher Situation oder mit entsprechender Erfahrung, wechselseitig unterstützten, um den Kindern die Sicherheit zu geben, die in solchen hoch gefährdenden Lebenssituationen notwendig war. Bei *Sarah Blaffer Hrdy* ist Familie daher auch nicht die Kernfamilie, sondern die auf Verwandtschaft gestützte, flexible und hoch mobile Familie, die allerdings auf frei wählbares väterliches Engagement zurückgreifen konnte. Die kooperative Erziehung und Entwicklung der Kinder in einem solchen Verband bezog die Väter ein, ohne sie auf Dauer fest zu binden.

Vor dem Hintergrund der bisher diskutierten Krisen kann *Sarah Blaffer Hrdys* Analyse zwei Konsequenzen haben. Auf der einen Seite sind Kinder bei ihrer Entwicklung auf die kontinuierliche Unterstützung durch (mindestens) einen Erwachsenen angewiesen, der selbst auf ein Netzwerk von mit ihm solidarischen Menschen in ähnlicher Situation zurückgreifen kann, nämlich in der Regel andere Mütter, Großmütter, Schwestern und Tanten; auf Verwandtschaft gegründete Väter sind in diesem Kontext fakultativ in diesen Unterstützungsprozess eingebunden. So gibt es in modernen Gesellschaften die Möglichkeit, sich im Wesentlichen auf solche Netze zu stützen, selbst in Form von Ausbeutungsverhältnissen, wie sie hier in verschiedenen Aufsätzen beschrieben wurden, oder aber sich zu überlegen, wie sich die Ressourcen männlicher Fürsorge in diesen Prozess einbinden lassen.

Sarah Blaffer Hrdys Analyse schließt sehr positiv mit der Aufforderung, die Ressourcen männlicher Fürsorge zu entdecken und zu fördern. Wenn jedoch die

bisherigen Diskussionen in den einzelnen Texten dieses Buches in Bezug auf die Geschlechterrollen in die Zukunft weiter entwickelt werden, könnte man auch zu der These kommen, dass Hrdys Modell nicht eine fakultative Vaterschaft und eine verstärkte männliche Fürsorge in hoch entwickelten Industrieländern impliziert, sondern eher auf eine „multiple Mutterschaft“ abhebt, weil die Solidarität von Frauen und Müttern miteinander und mit ihren Kindern diesen die erforderliche Sicherheit gibt und die solidarischen Netzwerke zwischen Müttern und Frauen die Unterstützungsleistungen durch Väter eher überflüssig machen.

Die folgenden Texte setzen sich konkreter mit einzelnen Regionen dieser Erde auseinander, und dabei zunächst mit Europa. Der Beitrag von *Norbert Schneider* zur Entwicklung der Familie in Europa ist fast in diese Richtung zu interpretieren: Er arbeitet die Vielfalt der Lebensformen von Familien insbesondere im Lebensverlauf heraus, betont aber gleichzeitig wie die vorherigen Texte die Konstanz der Geschlechterrollen als ein spezifisches Merkmal dieser Entwicklung. Pluralität ist für ihn ein spezifisches Kennzeichen der Entwicklung von familiären Lebensformen in Europa bei teilweiser Angleichung der ökonomischen Bedingungen familiären Lebens. Dabei sieht er sehr wohl die kulturellen Besonderheiten der einzelnen Länder, wenngleich die Gemeinsamkeiten deutlich überwiegen.

Alexia Fürnkranz-Prskawetz und Thomas Fent greifen ein Thema auf, das die europäische Diskussion in den letzten Jahrzehnten intensiv geprägt hat. Europa hat als alternder Kontinent zwar einige Länder mit einer bestandserhaltenden Reproduktionsrate, wie Frankreich oder Großbritannien; insgesamt führen aber geringe Reproduktionsraten und eine deutlich zunehmende Alterung zu einer neuen demographischen Struktur dieser Gesellschaften. Während manche Autoren diese Prozesse als Katastrophe bezeichnen, machen *Alexia Fürnkranz-Prskawetz und Thomas Fent* sehr deutlich, dass eine solche Katastrophe vermutlich ausbleibt. Nach ihren Analysen ist weder das Arbeitskräftepotenzial erschöpft wie auch die Potenziale der älteren Generation und ihre Ressourcen für die ökonomische Entwicklung der Gesellschaft bisher noch nicht genutzt werden.

Rosemarie Nave-Herz widerlegt einen weiteren Mythos über die Geschichte der Familie, der sich bis heute nicht nur in wissenschaftlichen Debatten hält, sondern auch in Politik und Medien als Begründung für familiäre Solidarität zwischen den Generationen dient, nämlich die These, dass die ältere Generation früher durch die nachwachsende Generation finanziell und pflegerisch unterstützt worden sei. Ökonomische Theorien der Reproduktion begründen die höhere Kinderzahl von Familien im frühen 19. Jahrhundert häufig mit dem Argument, diese Kinder seien später für die Sicherung des Alters der Eltern notwendig gewesen. *Rosemarie Nave-Herz* zeigt nun, dass solche Unterstützungsleistungen nicht nur wegen der geringeren Lebenserwartung und der sehr hohen Kindersterblichkeit gar nicht möglich waren, sondern viele gesellschaftliche Regulierungen eher dazu beigetragen haben, dass die ältere Generation solange wie möglich für sich selbst sorgte oder institutionell versorgt wurde. Entscheidend in ihrem Aufsatz ist die These, dass zumindest in Europa heute die Fürsor-

ge- und Unterstützungsleistungen für die ältere Generation so ausgeprägt sind wie nie zuvor in früheren Zeiten. In diesem Punkte ist also kein „Niedergang der Familie“ oder ein Verlust zu verzeichnen, sondern ein Gewinn an Solidaritätsleistungen zwischen den Generationen. Auch zeigt *Rosemarie Nave-Herz*, dass diese Leistungen nicht unbedingt einseitig sind, sondern es auch Leistungen von der älteren Generation an die jüngere Generation gibt, was auch als eine neue Entwicklung zu bezeichnen ist.

Damit eröffnet sich auf der Basis einer zunächst sehr demographischen Analyse von *Alexia Fürnkranz-Prskawetz* und *Thomas Fent* und dem Aufsatz von *Rosemarie Nave-Herz* auch eine neue theoretische Herausforderung zur Definition und Begründung familiärer Solidarität, die über die Diskussionen von Fürsorge und Fürsorgeleistungen als einer Aufgabenteilung zwischen den Geschlechtern deutlich hinausführt.

Margund Rohr und *Frieder Lang* greifen dieses Thema unter einer motivationspsychologischen und lebensverlaufstheoretischen Perspektive auf und zeigen in ihrem Aufsatz, dass die Solidarität zwischen der jüngeren und der älteren Generation sinnvollerweise als eine reziproke Beziehung zu interpretieren ist, die vom Pflegenden und Gepflegtem geprägt wird und in Lebensverlaufsentscheidungen eingebettet ist. Die soziologische und sozialhistorische Perspektive von *Rosemarie Nave-Herz* bekommt hier eine motivationspsychologische Begründung; gleichzeitig wird aber auch deutlich, wie wenig wir bisher über diese Entwicklung von familialer Solidarität wissen.

Umut Erel erweitert den Diskurs der Familienforschung um ein in der europäischen politischen Diskussion sehr präsent Thema, nämlich die Fürsorge für Kinder und ihre Sozialisation und Erziehung von Müttern mit Migrationshintergrund. Sie konzentriert sich dabei auf die in Deutschland größte Gruppe von Migranten, die türkischen Familien und ihre Mütter und zeigt wie diese Mütter in einem sehr schwierigen Prozess versuchen, ebenso Elemente aus der Herkunftsgesellschaft in den Erziehungsprozess einzubringen wie Elemente der Gesellschaft, in der sie leben, und das als ein bewusster und aktiv gestalteter Prozess. Nach den Debatten um die „Tiger Mom“, die als chinesischstämmige Mutter den Prozess der Integration mit verschiedenen Vorstellungen von Fürsorge und Erziehung aus unterschiedlichen Kulturen beschreibt, wird klar, dass sich die Gestaltung der Fürsorge für Kinder und für die alt gewordenen Eltern in Europa zukünftig nicht nur auf der Basis europäischer Traditionen entwickeln wird. Vielmehr ist davon auszugehen, dass die interkulturellen Erfahrungen und Neuinterpretationen von Zusammenhängen auch die kulturellen Muster in Europa selbst verändern werden.

Diese Perspektiverweiterung führt *Bernhard Nauck* in seiner internationalen Vergleichsstudie zum Kinderwunsch noch weiter. Ausgehend von ökonomischen Theorien zur rationalen Entscheidung für Kinder kann *Bernhard Nauck* auf der Basis vergleichender Daten zeigen, dass der Wert von Kindern für Eltern ähnlich wie Generationenbeziehungen von den spezifischen Konstellationen innerhalb verschiedener gesellschaftlicher Entwicklungen abhängt. Kinderwünsche und Generationenbeziehungen hängen eng mit den jeweiligen gesellschaftlichen Entwicklungen zusammen, was in Bezug auf die politischen Reaktionen bestimmte Konsequenzen erwarten lässt.

Unter einer theoretischen Perspektive unterstreicht *Bernhard Nauck* vor allem die Notwendigkeit, die jeweilige Familienentwicklung, hier am Beispiel des Kinderwunsches und der Generationsbeziehungen verdeutlicht, in einen kulturvergleichenden Kontext zu stellen. Denn dadurch wird vermieden, die Entwicklung im eigenen Kulturraum als ein generelles oder gar universalistisches Phänomen zu betrachten.

Gisela Trommsdorff und *Boris Mayer* greifen dieses Thema auf und analysieren ebenfalls unter einer kulturvergleichenden Perspektive die Generationenbeziehungen, bei denen sie einen Zusammenhang zwischen Wohlstandsniveau und Beziehungsqualität herstellen können. Dabei wird auch deutlich, dass die bisherigen Modelle des Kulturvergleichs und der intergenerationellen Beziehungen noch weiter auszudifferenzieren sind, um die Wechselwirkungen zwischen kulturellem Kontext und den sozialpsychologischen und psychologischen Bedingungen der Generationenbeziehungen besser zu verstehen.

Beim Versuch einer Zwischenbilanz auf der Basis der bisher recht kursorisch vorgestellten Texte ist zunächst festzuhalten, dass so gut wie alle Autorinnen und Autoren recht deutlich herausarbeiten, dass das dominante Bild von Familie in den europäischen und angelsächsischen Ländern lediglich für einen Teil der Familien wirklich Lebensrealität gewesen ist und dies auch nur für eine eher kurze Zeit in der Entwicklung von familiären Lebensformen in Europa und den USA. Doch obwohl dieses Modell nur relativ kurzzeitig eine größere Bedeutung hatte, erleben wir noch heute in einer viel ausdifferenzierteren Situation von familiären Lebensformen das nachhaltige Fortwirken bestimmter Erwartungen und Rollenmuster, die im Rahmen dieses Familienmodells entwickelt wurden. Dabei hat sich auf der einen Seite die Frauen- und Mutterrolle in den meisten Ländern deutlich gewandelt, weil Bildung und Erwerbsarbeit für die Frauen heute ein selbstverständlicher Teil des Lebensentwurfs ist, nicht notwendigerweise verändert haben sich jedoch die Erwartungen an eine „gute“ Mutter. Zwar verschwindet die Vaterrolle als Ernährerrolle oder verliert doch an Bedeutung, ohne sagen zu können, dass damit die väterliche Rolle auch tatsächlich fürsorglicher geworden ist als in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts. Daher verwundert es auch nicht, dass sich die Lösungsvorschläge für eine zukünftige Entwicklung stark auf die Frage konzentrieren, wie sich die Fürsorglichkeit aus der geschlechtsspezifischen Zuschreibung herauslösen lässt, um sie zu einem zentralen Teil einer zukunftsorientierten Sozialpolitik zu entwickeln; dazu gehört sicherlich die Entwicklung einer Fürsorgemoral. Denn man muss sich fragen, ob sich die Ausbeutungsverhältnisse durch den Import von Fürsorgeleistungen in den hoch entwickelten Industriegesellschaften durch eine entsprechende Politik aufbrechen lassen. Zudem ist zu hoffen, die vorhandenen Fürsorgepotenziale von Männern zukünftig besser zu nutzen.

Die bisher vorgestellten Texte sind stark auf die europäische Diskussion konzentriert; neben der Perspektive der Ausdifferenzierung von Lebensformen und bestimmten Konvergenzen in Europa haben sie aber auch deutlich gemacht, dass die tief greifenden Veränderungen der demographischen Entwicklung in Europa, insbe-

sondere durch die gewonnenen Lebensjahre, nicht nur neue Fürsorgeerwartungen seitens der älteren Generation erzeugt haben, sondern neue Formen von Fürsorgebeziehungen zwischen den Generationen entstanden sind, die in sehr spezifischer Weise von den Individuen in ihre Lebensverläufe integriert werden. Gleichzeitig wurde aber deutlich, dass in dieser Diskussion auch die Frage entsteht, inwieweit sich die bestehenden Fürsorgekulturen und Fürsorgebeziehungen auch dadurch ändern, dass die Erfahrungen und Vorstellungen der Migrant*innen aus anderen Kulturen neue Entwürfe für Fürsorge und Beziehungen zwischen Eltern und Kindern in den hoch entwickelten Industrieländern entwickeln. Dazu ist bisher relativ wenig zu sagen, weil es nur wenige kulturvergleichende Untersuchungen zu solchen Entwicklungen gibt.

Alle Autorinnen und Autoren haben auch versucht, Perspektiven für eine weitere zukünftige Entwicklung aufzuzeigen, ohne aber genau zu skizzieren, worauf sie denn ihre Zukunftserwartungen und Zukunftsperspektiven stützen. Dazu waren sie auch nicht aufgerufen worden, was man als ein Versehen der Herausgeber interpretieren könnte. Dieser Umstand hat allerdings einen sehr interessanten und wichtigen Effekt: In den Sozialwissenschaften neigen wir dazu, Perspektiven zukünftiger Entwicklung vor dem Hintergrund unserer eigenen kulturellen Erfahrungen und der in diesen kulturellen Kontexten entwickelten Theorien zu skizzieren. Das gilt auch für die Familienforschung, die vor allem in den fünfziger und sechziger Jahren das Modell des zusammenlebenden Paares mit Kindern im eigenen Haushalt fast für ein universelles Modell hielt (Parsons/Bales 1955). William J. Goode (1963) hielt nicht nur diese Struktur der Familie für universell, sondern vermutete sogar, dass sich diese Arbeitsteilung innerhalb der Familie weltweit durchsetzen werde. *Stephanie Coontz* hält diese These schon in ihrem einleitenden Artikel für historisch problematisch, weil diese Familienform selbst in den Industrieländern erst im 19. Jahrhundert entstand und vermutlich erst nach dem Zweiten Weltkrieg zum dominanten Interpretationsmuster von „Familie“ wurde.

Für dieses einleitende Kapitel wurde der Titel „Plurale Moderne“ gewählt, um in diesem Buch mit der Auswahl der weiteren Regionen, wie Japan, China, Afrika und Vorderasien, auf eine weitere problematische Annahme hinzuweisen, die allerdings nicht nur in der Familienforschung zu finden ist. William J. Goode begründete seine These, die amerikanische Familie der fünfziger Jahre werde sich als ein Entwicklungsmodell weltweit verbreiten, damit, dass die Herausforderungen der modernen Industriegesellschaften und mit dem dadurch induzierten sozialen, kulturellen und politischen Wandel weltweit in etwa demselben Muster folgen würden, wie ihn die westlichen Industriegesellschaften durchliefen. Diese These hatte für ihn und viele Autoren seiner Zeit wie auch Talcott Parsons viel Plausibilität unter der Annahme, dass die funktionalen Erfordernisse der sich ausdifferenzierenden sozialen und technischen Systeme zu spezifischen Lösungen führen würden. In der Annahme, die Familie sei vor allem der Ort der „Produktion der Persönlichkeit der Menschen in der Industriegesellschaft“ (Parsons/Bales 1955), ist mit hoher Wahrscheinlichkeit auch zu vermuten, dass die arbeitsteilige Organisation

der Industriegesellschaft mit ihrer funktionalen Aufgabendifferenzierung zur Effizienzsteigerung auch in der Familie voll und ganz realisiert wird. Nicht umsonst ist das Modell der „Ernährer“-Familie in seiner theoretischen Begründung der Organisation von Kleingruppen in der Arbeitswelt nachgebildet worden. Der „universalistische“ Führer einer Gruppe kann nur dann die Effizienz seiner Gruppe sichern, wenn zugleich ein „expressiver“ Führer die emotionalen Belange der Gruppe berücksichtigt und sicherstellt, dass bei der Aufgabenerledigung neben den rationalen Entscheidungen und universalistischen Orientierungen des Betriebes auch die persönlichen und sozialen Belange der Gruppe berücksichtigt werden. Unter dieser Perspektive war die Familie als „Produktionsort von Persönlichkeit“ im Ernährermodell der Industriegesellschaft die optimale Lösung für die Sozialisation der Kinder.

Hier soll dieses Modell nicht im Einzelnen kritisiert werden, weil in den hier versammelten Aufsätzen eine Fülle von Argumenten gegen diese Position zusammengetragen ist. Die Texte aus den verschiedenen Weltregionen wurden nun in der gleichen Auswahl zusammengestellt, wie William J. Goode seine Auswahl vorgenommen hat. Das geschah nicht, um zu prüfen, dass diese Regionen nun den Zukunftsperspektiven, wie sie aus dem europäischen und amerikanischen Kontext heraus entwickelt wurden, genau folgen, sondern um zu zeigen, dass ähnliche Herausforderungen industrieller und postindustrieller Entwicklungen in unterschiedlichen kulturellen Kontexten eben nicht zu den gleichen Lösungen führen müssen, sondern entsprechend der jeweiligen kulturellen Strukturen Lösungen entwickelt werden, die für diesen spezifischen Kontext angemessen sind. Vielleicht ist es sogar sehr plausibel, dass der Japaner Kenichi Mishima (2005) als Sozialphilosoph im Vergleich der Entwicklungen von Japan und Deutschland im 19. Jahrhundert eine Trias in der Entwicklung im Umgang mit den Herausforderungen der Industriegesellschaft und ihren Konsequenzen formuliert hat.

Das 19. Jahrhundert, in dem Europa und teilweise auch die USA versuchten, sich die Welt durch Kolonialisierungsstrategien unterzuordnen, nennt Kenichi Mishima die „geteilte Moderne“, weil in diesen Strategien die Vorstellung steckte, das Muster der europäischen Entwicklung mit der europäischen Technik und der europäischen politischen Entwicklung beinhalte ein „Weltmodell“. Noch die Soziologen der fünfziger und sechziger Jahre, wie Parsons oder Goode, folgten diesem Modell in der Annahme, das in den USA entwickelte Familienmodell sei die angemessene Reaktion auf die Herausforderungen der Industriegesellschaft. Wie Kenichi Mishima auch meint, ist für das 20. Jahrhundert vermutlich der Begriff „die zerrissene Moderne“ eine gute Charakterisierung des Versuchs, auch bei den familiären Lebensformen verschiedene Wege zu gehen, die sich bei den jeweils unterschiedlichen Herausforderungen im Übergang zu den hoch industrialisierten Gesellschaften mit den Verstärkungsprozessen und Qualifikationsprozessen in den verschiedenen Regionen der Erde ergeben haben. Das 21. Jahrhundert bezeichnet Mishima nun als Jahrhundert der „vielen Modernen“, weil die verschiedenen Regionen sowohl im ökonomischen wie im politischen und im kulturellen Bereich

spezifische Muster entwickelt haben, die für die neuen Herausforderungen nun bestimmte kulturell spezifische Lösungen eröffnen.

Sein Vergleich bezieht sich, ähnlich wie bei anderen Autoren, die sich mit diesen Entwicklungen auseinandersetzen (Zapf 1991, Eisenstadt 2001, 2006, Wितrock 2002, Berger/Huntington 2002), in der Regel auf die gesellschaftlichen Entwicklungen insgesamt und weniger auf den eher konkreten Bereich der Entwicklung und Organisation von Fürsorge, Bindungen und Liebe in einer Gesellschaft. Trotzdem scheint aber die Annahme, dass das 20. Jahrhundert auch im Bereich von Fürsorge, Familienbeziehungen, Partnerschaftsbeziehungen, kindlichem Aufwachsen und der Unterstützung der älteren Generation für die meisten der von William J. Goode untersuchten Regionen eine Fülle neuer Herausforderungen mit sich gebracht hat, die jetzt im 21. Jahrhundert möglicherweise in neue Lösungen überführt werden, eine außerordentlich fruchtbare Perspektive zu sein. Denn bei einer solchen Perspektive ist davon auszugehen, beim interkulturellen Vergleich vieler Regionen und Kulturen mit ähnlichen Problemen konfrontiert zu sein, ohne annehmen zu müssen, dass es für die Lösung dieser Probleme nur einen einzigen Weg geben kann.

Ein besonderer Vorzug dieses Konzeptes liegt allerdings darin, dass sich die Kulturen und Regionen nicht vollständig unabhängig voneinander entwickeln, wie Kenichi Mishima zeigt, sondern in einer vielfältigen Verflechtung miteinander stehen. Das sind ökonomische Verflechtungen, aber auch solche durch die Medien, die Mobilität und Migrationsprozesse, wie auch Verflechtungen aus der Kommunikation und Interaktion von Subjekten miteinander als Ausdruck der Interaktion zwischen den verschiedenen Regionen und Kulturen. Vielleicht ist es in gewisser Weise auch paradigmatisch, dass ein japanischer Wissenschaftler, der sich mit Japan und Deutschland auseinandergesetzt hat, genau diese Interdependenzen bei gleichzeitiger Unabhängigkeit so deutlich herausarbeitet.

Wer unter einer solchen Perspektive auch die bisher dargestellten Texte liest, stellt fest, dass die Pluralitätsannahme die meisten Aufsätze zu den familiären Lebensformen aus dem europäischen und US-amerikanischen Kontext als Thema durchzieht. Die Interdependenzen werden in den Aufsätzen um Care in den Aufsätzen des europäisch-asiatischen Kulturvergleichs ebenso thematisiert wie die Frage, wie Kulturen mit Vorstellungen und Einstellungen anderer Kulturen umgehen, was im Aufsatz von *Umut Erel* um die Frage der Sozialisation von Kindern aus unterschiedlichen kulturellen Kontexten in einer spezifischen Kultur evident ist.

Insofern passen diese Perspektive der Vielfalt der Moderne und die damit verbundene Verknüpfung mit unterschiedlichen Regionen und kulturellen Lebensräumen gut zur Diskussion um die Familienentwicklung. Die folgenden Texte wurden aber nicht aufgenommen, um das Modell der pluralen Moderne in verschiedenen Regionen dem Konzept der geteilten Moderne von William J. Goode gegenüberzustellen, das aus unserer Ansicht als Herrschaftsmodell des 19. Jahrhunderts anzusehen ist. Vielmehr haben schon die bisherigen Aufsätze aus dem US-amerikanischen und europäischen Kontext verdeutlicht, dass es bei der Verankerung und Or-

ganisation von Care, Fürsorge, Liebe und Bindungen auch in den hoch entwickelten Industriegesellschaften eine Fülle von bisher nicht gelösten Fragen gibt. Daher kann es außerordentlich spannend sein, solche Entwicklungen aus der Sicht anderer Regionen zu rekonstruieren, um möglicherweise auch im Sinne der Verschränkungen zu lernen, wie andere Gesellschaften etwa mit der Organisation der Fürsorge für Ältere umgehen. Diese Fragestellung ist in Europa wissenschaftlich gut aufbereitet (Kocka/Staudinger 2009), aber noch lange nicht sind solche Lösungen in Sicht, die auf der individuellen Ebene der Beziehungen zwischen den Generationen bestimmte feste Muster erkennen lassen.

Im abschließenden Teil des Buches, der die Beiträge kommentierend wieder aufgreift, wird zu prüfen sein, ob auf manche Entwürfe und Vorstellungen aus anderen Ländern auch im Sinne von Verschränkungen konstruktiv zu reagieren ist. Daher ist es naheliegend, dass Japan als erstes Land folgt, weil die Wechselwirkungen zwischen den kulturellen Entwicklungen zwischen Japan, Europa und den USA vermutlich besonders eng sind und wir in unseren Vorstellungen häufig davon ausgehen, dass dieses Land uns in vielen Punkten am ähnlichsten ist.

Makoto Atoh greift in seinem Beitrag zur Entwicklung der japanischen Familie ein Thema auf, das auch bei *Arland Thornton*, *William G. Axinn* und *Yu Xie* eine große Rolle gespielt hat, nämlich die Verhinderung von gesetzlichen Regelungen für die familiären Verpflichtungen und Beziehungen. Bis zum Zweiten Weltkrieg war die japanische Familie stark am Modell der Stammesfamilie orientiert mit den entsprechenden Verpflichtungen zwischen den Generationen, sich zu unterstützen; die Rechtsentwicklung im Nachkriegs-Japan hat auch dazu geführt, dass die neolokale Gattenfamilie an Bedeutung gewonnen hat. *Makoto Atoh* sieht aber trotz dieser institutionellen Änderungen und anderer Wandlungsprozesse der japanischen Gesellschaft diese Beziehungen und die der japanischen Kultur geschuldeten Verpflichtungen zwischen den Generationen noch heute gegeben. Darüber hinaus ist der in Europa und den USA geführte Diskurs über die Ungleichheit der Geschlechter auch ein Teil der japanischen Diskussion geworden.

Bernd von Maydell macht auf Ähnlichkeiten und Unterschiede von rechtlichen Regelungen im Familien- und Sozialrecht zwischen Deutschland und Japan aufmerksam. Etwa wird in Deutschland durch die Pflegeversicherung die Pflege durch Angehörige rechtlich und finanziell stärker unterstützt als in Japan. Das führt zu der Frage, ob und inwieweit solche verschiedenen Regelungen auch damit zu tun haben, dass die Verpflichtung zur Pflege und Unterstützung der älteren Generation in der japanischen Familie als ein so selbstverständliches Element der eigenen Kultur interpretiert wird, dass dies nicht noch eigens durch entsprechende finanzielle Leistungen unterstützt werden muss. Nach der Argumentation von *Rosemarie Nave-Herz* sind diese Unterstützungsleistungen in Deutschland zwar gesellschaftlich erwünscht, werden aber möglicherweise nicht als so selbstverständlich angesehen wie in Japan.

Sepp Linhart beschäftigt sich auch mit diesem Thema und zeigt, dass im Unterschied zu Deutschland und weiten Teilen Europas in Japan doch ein größerer Teil der

älteren Generation mit der mittleren Generation zusammenlebt und sich daher auch die Frage der Unterstützung und Pflegeleistungen anders darstellt als im europäischen, zumindest nordeuropäischen Kontext. Er führt dafür eine Reihe von Gründen an. Unter Einbeziehung der Argumentationen von *Makoto Atoh* und *Bernd von Maydell* stellt sich auch hier die Frage, ob und inwieweit diese Formen der Generationsbeziehungen und Unterstützungsleistungen für die ältere Generation nicht der Ausdruck jener pluralen Moderne ist, die Kenichi Mishima als Entwicklung des 21. Jahrhunderts beschreibt.

Die Beiträge von *Susan Orpett Long* zum Wandel der Pflege und von *Margund Rohr und Frieder Lang* hätten zusammengefasst werden können. Zunächst betont Long noch einmal den verpflichtenden Charakter der Generationenunterstützung in Japan, um dann aber zu zeigen, dass auf der Ebene der handelnden Subjekte nicht nur Traditionen und kulturelle Muster eine Rolle spielen, sondern die individuellen Lebenserfahrungen im Lebenslauf, Motivationen, Verantwortungsgefühl und die Beziehungen zu den zu Pflegenden. Auch skizziert sie, wie sich die tradierten Muster der Pflegeunterstützung, die sich wesentlich auf die Töchter und Schwiegertöchter konzentriert, heute und zukünftig in ein neues System transferieren lassen, in dem die Geschlechterrollen allein keine Rolle mehr spielen und auch die professionelle Unterstützung der pflegenden Angehörigen einbezogen wird. Japan hat gegenwärtig weltweit den höchsten Anteil an hochaltrigen Menschen und stellt gleichzeitig in seiner wirtschaftlichen Entwicklung für viele Länder ein Vorbild dar. So lässt sich möglicherweise aus dem sehr sensiblen Umgang mit bestimmten kulturellen Mustern und neuen Antworten auf diese Muster zumindest lernen, wie das Wechselspiel zwischen den Herausforderungen der Moderne und der eigenen kulturellen Entwicklung in anderen Kulturen mit möglichen neuen Lösungen thematisiert wird.

Thomas Scharping berichtet über die demographische Entwicklung und die Konsequenzen der Bevölkerungspolitik in China, was zwar nur einen Einzelfall darstellt, der aber recht groß ist. William J. Goode hatte die Ein-Kind-Politik Chinas als Beispiel dafür genommen, dass auch China sich in Richtung des nordamerikanischen Familienmodells entwickeln würde. *Thomas Scharping* berichtet nun von der erstaunlichen Situation, dass die Ein-Kind-Politik mit viel Aufwand und auch Zwang durchzusetzen war, während sich im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts aber Vorstellungen über Familiengröße und Kinderzahl entwickelten, die die Ein-Kind-Politik eher überflüssig machten. Denn die jungen Erwachsenen in China betrachten zunehmend ein Kind als „normativ“ selbstverständlich. Als Konsequenz wird aus der „weichen Landung“ der chinesischen Bevölkerungspolitik mit dem Ziel von 1,8 Kindern pro Frau dauerhaft tatsächlich ein Kind pro Frau. Als Ursachen für diese Entwicklung beschreibt *Thomas Scharping* die hohe Unsicherheit am Arbeitsplatz, Mobilitätsprozesse innerhalb der Gesellschaft sowie Verstädterung und Migration; alle diese Prozesse beobachten wir auch in Europa.

Baochang Gu greift dieses Thema auf und zeigt auf der Basis eigener empirischer Erhebungen in einer relativ wohlhabenden chinesischen Provinz, dass der

Kinderwunsch bei chinesischen Frauen heute eher bei einem als bei zwei oder noch mehr Kindern liegt. Der extrem geringe Kinderwunsch wird aber nicht mit der Bevölkerungspolitik in Zusammenhang gebracht; vielmehr werden bei Befragungen vor allem ökonomische Gründe bei der Entscheidung für Kinder angegeben. Da auch in China die Fürsorge für die ältere Generation überwiegend bei den Frauen liegt, hat die geringe Kinderzahl auch zur Konsequenz, dass die Belastungen im demographischen Übergang auf Dauer zunehmen werden, was ökonomische Selbstständigkeit und die Möglichkeit der gesellschaftlichen Teilhabe der Frauen erheblich beeinflusst. Die gesellschaftlichen Herausforderungen durch den Alterungsprozess schätzt *Baochang Gu* als viel größer ein als die individuelle Unterstützung der älteren durch die jüngere Generation.

Juhua Yang geht von der zuvor beschriebenen demographischen Entwicklung in China aus und untersucht, welche Bevölkerungsgruppen von diesen demographischen Veränderungen möglicherweise Nachteile zu erwarten haben. Bisher herrschte die Annahme vor, die Reduktion der Kinderzahl verringere die relative Armut von Kindern und Familien. In einer alternden Bevölkerung kann das aber auch dazu führen, dass dem positiven Effekt hinsichtlich der Kinder ein negativer Effekt für die ältere Generation gegenüberstehen kann. Zur theoretischen Abbildung des Zusammenhangs zwischen Fertilitätsentwicklung, Alterung, Bevölkerungsstruktur und Armut entwickelt *Juhua Yang* ein Mehrebenenmodell, das diese unterschiedlichen Effekte verdeutlicht.

Bei allen drei Texten tendieren die Autoren, ohne wechselseitig ihre Texte zu kennen, in hoher Übereinstimmung zu der Auffassung, der demographische Wandel trage trotz des deutlichen Geburtenrückgangs und des sehr geringen Kinderwunsches nicht dazu bei, die Stellung der Frau in der chinesischen Gesellschaft zu verbessern und ihre Teilhabemöglichkeiten in allen Altersstufen zu gewährleisten. Kulturelle Traditionen, wie die geschlechtsspezifische Verteilung von Fürsorge insbesondere für die ältere Generation, sowie die zumindest für einen Teil der älteren Frauen zu erwartende Altersarmut sind Bedingungsfaktoren dafür, dass diese Frauengruppe kaum von der Entwicklung profitieren wird.

Um den Begriff der „zerrissenen Moderne“ von Kenichi Mishima anschaulich mit Inhalt zu füllen, sind die Beiträge über die Familienentwicklung in Afrika eindruckliche und teilweise beklemmende Beispiele dafür, wie die Seuchen des 20. Jahrhunderts, neben HIV/AIDS auch Bürgerkriege und Guerillakriege, aber auch Dürren als mögliche Vorboten des Klimawandels diesen Kontinent nicht nur heimgesucht, sondern vermutlich auch tiefgreifend verändert haben. Das macht schon die Beschreibung der demographischen Lage in der Subsahara von *James P. M. Ntozi* deutlich. Neben der zunehmenden Bevölkerungsentwicklung, die immer noch durch eine sehr hohe, wenn auch abnehmende Fertilität, aber auch eine hohe Kinder- und Müttersterblichkeit geprägt ist, steigt die Armut in den ländlichen Regionen durch zunehmende Urbanisierungsprozesse, und die Migrationsprozesse führen zu einem „Brain Drain“ gerade der qualifizierten und in den Regionen benötigten

Fachleute; diese verdienen wiederum in den sie aufnehmenden Ländern Geld, das dann wieder nach Hause geschickt wird. Hier wird der von *Nancy Folbre* für die asiatischen Länder und für die USA beschriebene Prozess aus Sicht eines Teils von Afrika aufgezeigt, mit weitgehend übereinstimmenden Schlussfolgerungen.

Vor dem Hintergrund dieser tief greifenden Wandlungstendenzen formulieren *Erdmute Alber und Tabea Häberlein* die These, dass Bindungen und die alltägliche Fürsorge für andere für alle afrikanischen Gesellschaften zentrale Elemente der familiären Beziehungen darstellen, aber die Beziehungsgefüge, die Werte und Normen, die diese Bindungen und Fürsorge regulieren, nicht durch feste institutionelle Strukturen gesichert sind. Denn die Bindungen und Beziehungen ändern sich nicht nur im Lebenslauf infolge kritischer Lebensereignisse, wie Scheidung, Armut oder Krankheit, vielmehr führen auch soziale und kulturelle Veränderungen dazu, dass Bindungen und alltägliche Fürsorge in diesem Beziehungsgefüge immer wieder neu geschaffen werden müssen. Daher plädieren *Erdmute Alber und Tabea Häberlein*, bezogen auf Afrika, ganz explizit dafür, was die Herausgeber als These verallgemeinern, die Bindungen und Fürsorge für andere nicht von vornherein mit einer spezifischen Familienform zu verknüpfen, sondern die unterschiedlichen sozialen Netze, die in Gesellschaften zur Organisation von Bindung und Fürsorge entstehen, in Bezug auf diese Funktionserfüllung zu untersuchen und zu stärken. Sie zeigen am Beispiel Westafrikas, dass die Fixierung auf bestimmte Familientypen die vielfältigen Rollenmuster in den Beziehungen der Kinder und Eltern, Männer und Frauen, Großeltern, Brüder und Schwestern gar nicht angemessen beschreiben kann, weil sich die Organisation von Bindung und Fürsorge in diesen sozialen Netzen immer verändert.

Deborah Fahy Bryceson greift das Thema des Wandels auf, wenn sie die Konsequenzen der HIV/AIDS-Seuche untersucht und zeigt, dass in dieser Lage, wenn häufig beide Eltern, manchmal auch Großeltern, Geschwister der Eltern und Großeltern verstorben sind, das Wohlergehen der Kinder und ihr Überleben nicht im Netz der Abstammungsfamilie aufgefangen werden kann, sondern andere Netze sozialer Unterstützung zu entwickeln sind. Mit anderen Worten müssen die Kinder von sich aus jemanden finden, der bereit ist, für sie zu sorgen. Für Mädchen ist das insgesamt leichter als für Jungen, weil sie sich als „Hausangestellte“ verdingen können. In solchen Extremsituationen scheinen Familiennetzwerke, die auf Abstammungslinien basieren, hinsichtlich ihrer Fürsorge und Bindung ihre Grenzen zu erreichen. Das führt, so *Deborah F. Bryceson*, auch dazu, dass sich Paare mit ihren Kindern, so sie alle überleben, auf diesen Familienkern konzentrieren und hier ihre Fürsorge und Bindung „bündeln“. Dieses Beispiel zeigt, wie sich Fürsorge und Bindungen auch unter extremen Bedingungen immer wieder neu konstituieren, was die These von *Erdmute Alber und Tabea Häberlein* bestätigt.

Während *Deborah F. Bryceson* angesichts dieser Krisensituationen deutlich die Grenzen der Belastbarkeit sozialer Netze thematisiert, die auf Abstammungsregeln basieren, sehen *Reimer Gronemeyer und Michaela Fink* diese Belastungen

zwar auch, zeigen aber zudem, dass diese Systeme der Abstammungsfamilien in den ländlichen Regionen teilweise weiter funktionieren, wo sie dann allerdings meist von den Müttern und Großmüttern getragen werden, weil die Männer entweder verstorben oder abgewandert sind. Auch in diesen Kontexten werden Fürsorge und Bindung offenkundig im Wesentlichen von den Frauen aufrechterhalten und gewährleistet. In den städtischen Regionen treten diese Lebensformen eher zurück, und hier sind es häufig die Großmütter die eine größere Zahl ihrer Enkel unter schwierigen Bedingungen großzuziehen versuchen. *Reimer Gronemeyer und Michaela Fink* betonen aber, dass selbst in solchen Notsituationen nicht nur eine hohe Organisationsfähigkeit zu beobachten ist, sondern sowohl in den ländlichen wie den städtischen Regionen Rituale und Familienfeste beibehalten werden, die für den sozialen Zusammenhalt von großer Bedeutung sind.

Gerd Spittler illustriert die Arbeitsteilung in den bäuerlichen Familien, die *Stephanie Coontz* schon im ersten Aufsatz dieses Buches beschrieben hat, sehr eindrücklich, wenn in seiner Gruppe der Tuareg die Männer und die Frauen in der Produktion der landwirtschaftlichen Güter zusammenarbeiten. Dabei macht er auch deutlich, dass diese Güterproduktion in der Familienwirtschaft auf die Mitarbeit der Kinder angewiesen ist. Er verlangt zu Recht, bei der Analyse solcher Formen der Familienwirtschaft nicht die eigene „westliche Brille“ der Interpretation von Kinderarbeit, landwirtschaftlicher Güterproduktion und Familienwirtschaft aufzusetzen, weil unter den gegebenen Bedingungen diese Wirtschaftsform für die dort Lebenden möglicherweise eine der wenigen Strategien ist, um überhaupt zu überleben. Arbeit und Familie sind in diesem Kontext kein Gegensatz; Bindungen und Beziehungen sind nicht allein auf die enge Familie konzentriert, sondern beziehen die Nachbarschaft und die ganze Oase mit ein. *Gerd Spittler* beschreibt allerdings auch eindrücklich, dass es selbst in der von ihm beschriebenen Hungerkrise in diesen Familienwirtschaften nicht nur um das Überleben ging, sondern auch in solchen Notsituationen Sitten und Gebräuche aufrechterhalten wurden und damit auch die Möglichkeit geschaffen wurde, „in Würde“ zu überleben.

Ute Luig beginnt mit einer Skizze der Veränderung der Geschlechterverhältnisse im modernen Afrika im Kontext der weltwirtschaftlichen Einbindung des Kontinentes, um dann diese Geschlechterverhältnisse in den Bürger- und Guerillakriegen zu analysieren, unter denen Afrika in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts intensiv zu leiden hatte. Offensichtlich wurde in diesen kriegerischen Auseinandersetzungen auch über neue Entwürfe von Geschlechterrollen diskutiert, gestritten und gekämpft. Die Guerillakämpferin als „emanzipierte“ Frau, die aber mehr oder minder auf ihr „Frausein“ zu verzichten und sich so zu verhalten hatte wie die Männer und gleichzeitig keine sexuellen Beziehungen zu den andern Kämpfern aufnehmen sollte. Für diese Rolle zahlten diese Frauen zum Teil einen hohen Preis, weil es nach Beendigung der Kämpfe unglaublich schwer für sie war, wieder Bindungen und Beziehungen in der Zivilgesellschaft aufzubauen. *Ute Luig* zeigt aber auch, dass trotz der unglaublichen Grausamkeiten in diesen Bürgerkriegen und der

schwierigen Ausgangslage für den Aufbau einer Zivilgesellschaft der Rückgriff auf kulturelle Traditionen wieder moralische Regeln, stabile Beziehungen und wechselseitige Fürsorge etablieren helfen kann. Nach ihrer Argumentation sind es wieder vor allem Frauen, die solche Dinge anstoßen und auch vorantreiben.

Valentine M. Moghadam beschreibt die Veränderungen der familiären Beziehungen im mittleren Osten und in Nordafrika, die früher als patrilinear, patrilokal, patriarchal, endogam und manchmal als polygam beschrieben wurden, sich aber heute auch aufgrund der in diesen Regionen erfolgten Reformen des Familienrechts deutlich verändert haben. Zunächst skizziert sie noch einmal die Aufgabe der Männer in diesen Gesellschaften, für den Unterhalt der Ehefrau und der Kinder zu sorgen, während die Ehefrauen den Haushalt führen und für die Kinder sorgen. Nach ihrer Analyse hat diese konservative Sicht von Familie viel mit der Interpretation von Talcott Parsons zur Familie der Industriegesellschaft zu tun mit einer ähnlichen Aufgabenteilung als funktional für die Industriegesellschaft. Die zunehmende Partizipation der jüngeren Frauen im Bildungswesen führen zusammen mit der Verstärkung der Lebensformen in Kombination mit der zunehmenden außerhäuslichen Erwerbstätigkeit der Frauen auch zu einem Wandel des Geschlechtervertrags, weil nun die besser gebildeten, häufig beruflich etablierten Frauen erst in einem höheren Lebensalter heiraten, was sich wiederum auf das Familienrecht auswirkt.

Eine dieser Veränderungen beschreibt *Hoda Salah* am Beispiel der „Genuss“-Ehe in der sunnitischen Welt. Während die „konventionelle“ muslimische Ehe die Rechte und Pflichten der Partner festlegt, wie es *Valentine M. Moghadam* beschrieben hat, ermöglicht die „Genuss“-Ehe eine eher formlose Festlegung von Zeugen zu einer ehelichen Bindung, die neben der Hauptbindung bestehen kann und deren Zweck die wechselseitige sexuelle Befriedigung des Paares ist. Finanzielle Ansprüche seitens der „Ehefrau“ bestehen nicht, aber auf diese Weise werden die Vorschriften hinsichtlich der Sexualität eingehalten. Nach *Hoda Salahs* Auffassung ist es ein legitimes Instrument für junge Erwachsene, aber auch für ältere Partner, ihre Sexualität auch außerhalb der traditionell geschlossenen Ehe auszuleben.

Wie weit dieses Modell jetzt in den Ländern mit dem Vorherrschen der muslimischen Ehe tatsächlich verbreitet ist, spielt für unsere Diskussion keine Rolle, weil es als Beispiel dafür gelten kann, wie sich auf bestimmte Veränderungen und Probleme, die der gesellschaftliche Wandel mit sich bringt, auch anders reagieren lässt, als es aus europäischer oder auch amerikanischer Perspektive zu erwarten wäre. Darin ist ein Stück der oben skizzierten pluralen Moderne zu sehen, weil in dieser Welt, wie die beiden Autorinnen berichten, Fürsorge und Bindungen in ein patriarchales Ehemodell eingebunden sind mit eindeutig festgelegten Aufgaben von Mann und Frau. Gleichzeitig aber werden offensichtlich im Rahmen einer bestimmten religiösen Perspektive Möglichkeiten geschaffen, die klassischen Lebensformen mit Varianten von anderen Lebensformen zu kombinieren. Diese Strategie lässt sich auch als Versuch interpretieren, an bestimmten Formen festzuhalten und dennoch Änderungen zu akzeptieren.